

UNIVERSUM



## Der Schleier des Nichtwissens

Ist es sinnvoll, Schülerinnen den Nikab zu verbieten?

Noch mehr Stoff für Zoff, und das mitten in der Burka-Debatte. Am Montag dieser Woche entschied das Verwaltungsgericht Osnabrück: Ein Abendgymnasium darf eine Schülerin abweisen, weil sie einen Nikab, einen Gesichtsschleier, trägt.

Der Nikab verdeckt das Gesicht seiner Trägerin und lässt nur einen Schlitz für die Augen frei. Die Schülerin hatte sich zwar bereit erklärt, bei Unterrichtsbeginn den Schleier vor einer Lehrerin kurz zu lüften – um sich so zu erkennen zu geben, im Unterricht wollte sie aber verschleiert bleiben.

Das akzeptierte weder das Osnabrücker Abendgymnasium noch die niedersächsische Schulbehörde: Mit Gesichtsschleier sei keine offene Kommunikation gewährleistet und damit auch kein Unterricht möglich. Die Frau, 18 Jahre alt, klagte. Das Gericht entschied nun im Sinne der Schule – in Abwesenheit der Schülerin. Die Chance, den Richtern ihre religiösen Beweggründe darzulegen, hat sie nicht wahrgenommen.

Osnabrück war nicht der erste Fall. Vor zwei Jahren zog eine Schülerin in Bayern vor Gericht, weil ihr eine Berufsschule den Unterricht im Nikab verweigerte. Auch da entschieden die Richter gegen die Schülerin.

Würde das Recht auf Religionsfreiheit eingeschränkt, zugunsten des staatlichen Bildungsauftrags? Vielleicht.

Man könnte aber auch fragen: Inwiefern ist der Nikab ein religiöses Symbol? Dazu hat man an der Azhar in Kairo, der wichtigsten theologischen Institution im sunnitischen Islam, eine sehr dezidierte Meinung. Schon 2009 polterte ihr damaliger Chef und Großscheich, Mohammed Said Tantawi: Für den Nikab gebe es keine religiöse Rechtfertigung; er sei eine vorislamische Tradition. Ein Imageschaden für den Islam. Basta! Er forderte ein Verbot des Gesichtsschleiers an Schulen und Universitäten in Ägypten, einschließlich der Azhar. Seitdem streitet das Land um den Nikab.

Es stellt sich allerdings noch eine andere Frage: Was bringt es, die junge Frau vor die Wahl »Schleier oder Schule?« zu stellen? Lässt sich so eine andere Denkweise erzwingen? Wohl kaum. Die Schule, gerade ein Gymnasium, ist doch der beste Ort, um ihren Blick zu öffnen. Viele Jugendliche, die in Deutschland empfänglich sein könnten für salafistische Milieus, stecken in einer Identitätskrise, fühlen sich nicht zugehörig. Ein Verbot des Schleiers für eine Schülerin dürfte den salafistischen Lockvögeln da nur helfen.

Nachhaltiger als ein Verbot wäre, die Nikab-Trägerinnen zu einem Seminar an einer der neuen Fakultäten für islamische Theologie an den staatlichen Universitäten zu verpflichten. Dort wird ein zeitgemäßer Islam gelehrt. Es wäre eine Entlastung für die mit dem Thema Islam noch immer überforderten Lehrer – und würde den Richtern viel Arbeit abnehmen. Denn die haben sie, auch wenn sich nur eine verschwindende Minderheit muslimischer Frauen hinter dem Gesichtsschleier versteckt: Über zwei Millionen Musliminnen leben in Deutschland, der Anteil der Nikab-Trägerinnen liegt im unteren Promille-Bereich.

ARNFRID SCHENK

# Er ist ein Karlsruher

Rateb Hanafi ist aus Syrien geflohen und seit zwei Jahren in Deutschland. Langsam hat er das Gefühl, angekommen zu sein. VON TIM KUMMERT

Es ist ein sonniger, vielversprechender Samstagmorgen Ende Juli, das Thermometer zeigt schon 28 Grad. Aber Rateb Hanafi, 26 Jahre alt, wirkt bedrückt. Gestern hatte er seine erste Sprachprüfung, doch das ist es nicht, was ihm im Magen liegt. Erst wenige Tage sind seit den Anschlägen von Ansbach und Würzburg vergangen, beide Täter waren Flüchtlinge, einer von ihnen Syrer. Deutschland steht noch unter Schock. Rateb Hanafi sagt: »Was dort passiert ist, hat mich sehr traurig gemacht. Und ich habe ein wenig Angst, dass jetzt viele Deutsche glauben, wir Flüchtlinge sind gefährlich.«

2012 ist Hanafi vor dem Bürgerkrieg in Syrien geflohen. 22 Jahre alt war er damals, Student noch, aber ohne Zukunft in seiner Heimat. Er verließ Damaskus, ging nach Ägypten und schlug sich dort mühsam mit Gelegenheitsjobs durch, als Kellner, als Schuhverkäufer. Ein Freund schwärmte ihm von Deutschland vor, es wurde das Land seiner Träume. Rateb Hanafi machte sich auf den Weg übers Mittelmeer, schaffte es über Italien nach München und landete im Sommer 2015 schließlich in Karlsruhe.

Dort haben wir ihn vor genau einem Jahr zum ersten Mal besucht. Über die nächsten Monate haben wir ihn immer wieder getroffen, um seinen Werdegang zu verfolgen. Was wurde aus seinen Träumen, wird er es schaffen in Deutschland?

An diesem Samstag besucht er wieder Jochen Straehler-Pohl in Langensteinbach, einem kleinen Vorort von Karlsruhe. Um weiter an seinem Deutsch zu feilen. Die Ergebnisse seiner Sprachprüfung an der Volkshochschule hat er noch nicht, aber er ist zuversichtlich, dass er das Sprachniveau B1 erreicht hat. »Bestanden habe ich auf jeden Fall.« B1 ist Voraussetzung für ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht. Diese Deutschprüfung und die Vorbereitung darauf zahlte noch der Staat. Wer weiterlernen möchte, muss die sich anschließenden Kurse aus eigener Tasche finanzieren. Hanafi will weiterlernen und mindestens auf B2 kommen. Lieber

noch ein Niveau höher. Auch deswegen trifft er sich mit seinem Nachhilfelehrer. Der wohnt nur ein paar Straßen weiter.

Straehler-Pohl steht auf dem Klingelschild. Ein Mann mit Vollbart öffnet die Tür und führt auf die Terrasse. Rateb Hanafi und Jochen Straehler-Pohl setzen sich und machen sich gleich an die Lektüre einer überregionalen Tageszeitung. Kurze Meldungen, Nachrichten, Reportagen. Rateb liest und fragt, wenn er ein Wort oder einen Satz nicht versteht, Straehler-Pohl erklärt geduldig. Sie duzen sich. Alle zwei Wochen treffen sie sich, manchmal schauen sie sich auch zusammen einen Film an. Oder gehen einfach spazieren und reden, oder sie hören Musik. Ein Lied geht Hanafi seit dem letzten Treffen nicht mehr aus dem Kopf, leise singt er es vor: »Mein kleiner grüner Kaktus steht draußen am Balkon. Holleri, Holleri, Holleri. Was brauch ich rote Rosen, was brauch ich roten Mohn? Holleri, Holleri, Holleri.« Das Wort Ohrwurm kennt er jetzt auch.

Jochen Straehler-Pohl ist 68 Jahre alt. Vor seiner Pensionierung war er Lehrer für Englisch und Deutsch als Fremdsprache an einer Europaschule. Im Nachbarort betreibt er jetzt ehrenamtlich eine Flüchtlingsklasse, dort hat er Hanafi kennengelernt. »Er ist extrem interessiert und lernt wahnsinnig schnell Deutsch«, erzählt er. Dass er jemanden einzeln unterrichtet, sei die Ausnahme, »aber Rateb ist eben auch eine Ausnahme«. Seine Frau, eine ehemalige Grund- und Hauptschullehrerin, sagt, dass jetzt auch seine Nebensätze immer besser werden. Noch vor wenigen Monaten spickte er seine Sätze mit vielen englischen Wörtern, das ist jetzt vorbei. Seine Grammatik ist noch lange nicht perfekt, aber im Alltag kommt er zurecht, sei es beim Einkaufen oder im Gespräch mit den Arbeitskollegen.

Vieles hat er Straehler-Pohl und seiner Frau zu verdanken. Über das Ehepaar bekam der junge Flüchtling seine Wohnung, sie stellten den Kontakt zum Vermieter her – und halfen beim Umzug. Es ist eine ruhige Gegend. Auch wenn ihn morgens manchmal das Kinderlärm aus der Kita nebenan weckt. Aber das mag er, »so wache ich gern auf«,

sagt Hanafi. In Damaskus wurde er vom Krachen einschlagender Raketen aus dem Schlaf gerissen.

Hanafi traf in Deutschland oft auf Menschen, die ihm den Weg leichter machten. Er weiß das. Immer wieder betont er, wie dankbar er diesen Menschen ist. Auch an seine Arbeitsstelle ist er dank eines Helfers gekommen. Seit Oktober ist er über eine Leiharbeitsfirma bei Agilent angestellt, einem Unternehmen im benachbarten Waldbronn, das unter anderem Screen-Tapes herstellt, kleine Plastikkarten, die bei Dopingkontrollen eingesetzt werden. Er arbeitet dort im Schichtdienst. Es gefällt ihm noch gut dort. Und auch sein Chef ist zufrieden mit ihm.

Im Frühling spielte Hanafi eine Zeit lang mit dem Gedanken, ein Fernstudium zu beginnen. Bei Kiron, einer Online-Universität, die spezielle Programme für Flüchtlinge anbietet. Er machte es dann doch nicht. Wenn er noch einmal studieren sollte, dann müsste es sein Traumstudium Architektur sein, und das war nicht dabei. Außerdem, sagt er, müsse er sich erst einmal ganz auf die Arbeit und aufs Geldverdienen konzentrieren. Von seinem Gehalt schickt er manchmal etwas seinen Verwandten in Syrien. Auch seine Mutter und seine Schwester, die mittlerweile in Deutschland sind, unterstützt er.

Seine große Schwester lebt mit ihrem Partner in der Pfalz in einem kleinen Dorf. Zu weit weg, um sie häufig zu besuchen – er hat ja wenig Zeit. Eine Woche Frühshift, eine Woche Spätshift bei sich in der Firma. Doch ab und zu lädt er sie zu

sich ein. Dann berichtet er stolz von seinen Fortschritten in Deutsch.

Wie wird es weitergehen mit Rateb Hanafi? Wird er es schaffen in Deutschland? Jochen Straehler-Pohl und seine Frau sind überzeugt davon, dass er seinen Weg gehen wird, und loben seine Ausdauer. Auch

sein Chef ist zuversichtlich und lobt seine Einsatzbereitschaft. Und Hanafi selbst? »Ich muss es schaffen«, sagt er. Auf eine Zukunft in Syrien wagt er nicht zu hoffen. »Ich denke, dass es immer schwieriger wird, dieses Land zu befrieden.« Sein Vater ist noch in Damaskus, einmal im Monat telefoniert er mit ihm. Was er von ihm hört, stimmt ihn nicht zuversichtlich.

Manchmal fühlt Hanafi sich im Badischen schon richtig zu Hause. Wenn er mit den Arbeitskollegen in den Pausen redet, wenn er abends noch in die Stadt geht mit einem Freund und die Nachbarn ihn grüßen. Aber als Deutscher fühle er sich »nicht wirklich«, sagt er, um dann gleich ein »noch nicht« nachzuschreiben. »Aber auch wenn ich noch Syrer bin: Ich bin definitiv auch Karlsruher. Wenn mich jemand fragt, woher ich komme, sage ich: aus Karlsruhe.«

Schließlich war er ja auch schon im Fußballstadion und hat mit Fanschal um den Hals dem KSC zugejubelt. Dem Verein »seiner Heimatstadt«. Auf Facebook hat er vor Kurzem ein Foto der aufgehenden Sonne über den Dächern der Stadt geteilt. Darüber hat Rateb Hanafi geschrieben: Karlsruhe, die Stadt, die ich liebe.

www.zeit.de/audio



### Serie: Ankommen (3)

Rateb Hanafi, 26 Jahre alt, ist 2012 aus Syrien geflohen. Seit zwei Jahren ist er in Deutschland. Im August 2015 haben wir ihn zum ersten Mal besucht. Seitdem begleiten wir seinen Werdegang in Deutschland. Zuletzt haben wir ihn im Januar getroffen (ZEIT Nr. 2/16).

## »Unsere europäischen Freunde verstehen uns nicht«

Was passiert an den türkischen Hochschulen? Ein Gespräch mit Halil Akkanat, Rektor der Türkisch-Deutschen Universität in Istanbul

**DIE ZEIT:** Herr Akkanat, der Deutsche Akademische Austauschdienst, der DAAD, hatte sich nach dem gescheiterten Putsch in der Türkei und den folgenden Tausenden von Suspendierungen besorgt über die akademische Freiheit in der Türkei geäußert. Diese Reaktion hat Sie enttäuscht, so schreiben Sie es in einem offenen Brief. Wieso? **Halil Akkanat:** Dass unsere deutschen Freunde sich ausschließlich um die akademische Freiheit sorgen, hat mich traurig gemacht. Schließlich sind beim Putschversuch etwa 250 Menschen gestorben und mehrere Tausend wurden verletzt. Angesichts dieser Lage erwartet man doch von Partnern und Freunden, mit denen man täglich zusammenarbeitet, dass sie sich nach einem erkundigen. Ob alle am Leben sind, ob es allen gut geht: den Akademikern, den Studenten in der Verwaltung – und vor allem den Studenten. Das ist aber nicht passiert. **ZEIT:** In Ihrem Brief betonen Sie, dass die Maßnahmen, die von der Regierung durchgeführt werden, nötig seien, um die Gefahr für den türkischen Staat abzuwenden. Glauben Sie, dass Lehrer, Dekane, Professoren hinter dem Putsch stecken? **Akkanat:** Um das beurteilen zu können, müssen wir die Ermittlungen abwarten. Die meisten Leute

wurden suspendiert, nicht entlassen. Nun läuft die Beweisaufnahme für ein rechtsstaatliches Verfahren. Wer nichts mit dem Putsch zu tun hatte, wird danach wieder an seinen Arbeitsplatz zurückkehren.

**ZEIT:** Zehntausende Leute zu suspendieren und sich dann auf die Suche nach Beweisen zu machen, empfinden Sie als rechtsstaatliches Verfahren?

**Akkanat:** Zwischen der Gruppierung, die hinter dem Putsch steckt, und der Regierung hat es in den letzten Jahren immer wieder Spannungen gegeben. Es ist also Material vorhanden, auf dem die Regierung nun aufbauen kann.

**ZEIT:** Von außen wirkt es, als wolle Staatspräsident Recep Tayyip Erdoğan alle unliebsamen Kritiker kurzerhand aus dem Weg räumen. Können Sie diese Sorgen nicht nachvollziehen?

**Akkanat:** Unsere europäischen Freunde verstehen nicht, welches Trauma wir erlitten haben. Wir wurden von unseren eigenen Brüdern angegriffen. Es wurde auf Zivilisten geschossen. Akademiker, nicht Militärs, standen verurteilt an der Spitze der Bewegung. Das türkische Volk hat den Menschen, die zu Putschisten wurden, vertraut. Sie saßen ja in allen staatlichen Institutionen. Dieses schreckliche Netzwerk ist riesig.

**ZEIT:** Gab es an Ihrer Uni Suspendierungen?

**Akkanat:** Zwei Akademiker und sieben Leute aus der Verwaltung wurden verdächtigt, dass sie Gülenisten sind. Bei den Akademikern wurden dafür aber keine Beweise gefunden, sie arbeiten weiter. Auch bei den Verwaltungsangestellten wird es voraussichtlich keine Folgen haben.

**ZEIT:** Wissenschaftler, die den Putsch verurteilen, aber nicht mit der Politik der AKP übereinstimmen, äußern sich nur noch anonym, aus Angst vor Entlassung oder anderen Repressionen. Wie beurteilen Sie die Situation für Erdogans Kritiker?

**Akkanat:** In einem demokratischen Staat ist Kritik kein Grund für eine Entlassung. Solange die Grenze zur Beleidigung nicht übertreten wird.

**ZEIT:** Das sehen viele Wissenschaftler anders, sie beklagen Willkür.

**Akkanat:** Durch den Putsch ist ein großes Misstrauen entstanden, die Menschen haben ihr Vertrauen ineinander verloren. Die, die sich nun anonym an ausländische Medien wenden, wollen die Türkei nur schlechtmachen. Der

Schluss liegt nahe, dass auch sie Gülenisten sind. Zum terroristischen Netzwerk gehören auch Rektoren und Professoren, das darf man nicht vergessen.

**ZEIT:** Sind jetzt etwa alle, die gegen Erdoğan sind oder mal eine Gülen-Schule besucht haben, potenzielle Terroristen?

**Akkanat:** Das ist natürlich nicht der Fall. Dann müsste die Hälfte des Landes im Knast sitzen.

**ZEIT:** Die Türkisch-Deutsche Universität wird vom türkischen und vom deutschen Staat finanziert. Beeinflusst das angeschlagene politische Verhältnis beider Länder auch Ihre Uni?

**Akkanat:** Natürlich. Die Vorbereitungen für das nächste Semester laufen aber weiter. Wir arbeiten eng mit Institutionen wie dem DAAD zusammen, trotz der Unstimmigkeiten. Allerdings haben einige deutsche Wissenschaftler, die im nächsten Semester zu uns kommen sollten, wieder abgesagt. Zum Glück konnten wir Ersatz finden. Die Beziehungen werden jetzt nicht einfach abgebrochen.



Halil Akkanat, 50, leitet die Türkisch-Deutsche Uni in Istanbul. Sie wird von beiden Staaten gemeinsam finanziert

Das Gespräch führte Anant Agarwala

## Professors Praxis



Notiz an mich. Sage einem Studenten niemals, er müsse, wenn er für seine Arbeit eine Eins bekommen will, unbedingt noch eine Schippe drauflegen

Stephan Porombka, 48, ist Professor für Texttheorie an der UdK Berlin. Mehr unter [www.zeit.de/porombka](http://www.zeit.de/porombka)